

Predigt zu „Die Ratten“

„inspiriert – Theater im Gottesdienst“, St. Martin, Kassel, 28. Mai 2017

von Pfarrer Dr. Michael Dorhs, Altenhasungen / Kassel

Liebe Gemeinde,

Was haben Jim Knopf, Urmel aus dem Eis oder Kalle Wirsch miteinander gemeinsam? Es sind Marionettenfiguren! In meiner Kindheit habe ich es geliebt, wenn die „Augsburger Puppenkiste“ im Fernsehen ihre Geschichten auf die Bühne brachte. Vermutlich bin ich heute Morgen nicht der einzige hier, dem es so ging... Und ich erinnere mich gut daran, dass es mich damals sehr beschäftigt hatte, wie denn bei diesem Puppenspiel die Bewegung ins Spiel kommt. Menschliche Hände waren ja nicht zu sehen. Es hat ein bisschen gedauert, bis mir klar wurde, welche Rolle die dünnen Fäden spielten, an denen z.B. Kater Mikesch oder Bill Bo hingen. Und dass es die Macht oder der Wille Anderer war, der diese Figuren bewegte und dafür sorgte, wie sie in der Geschichte agierten.

Ich muss ja zugeben, I.G., dass mich das Marionetten-Theater auch als Erwachsener immer noch fasziniert. Vielleicht, weil hier symbolisch sichtbar wird, was für uns im „richtigen“ Leben meist gar nicht so offensichtlich zu sein scheint: Wir bewegen uns oft in von anderen vorgedachten Bahnen. Wir übernehmen Rollen, die wir uns vielleicht *nicht* auf den Leib geschrieben hätten – jedenfalls nicht *so*. Und unser Leben scheint einem Muster, einem Skript zu folgen, für das nicht wir, sondern andere die Verantwortung tragen. Keine schöne, keine erbauliche Einsicht! Aber dafür eine, die helfen kann, zu verstehen, warum manche Lebensgeschichte so verläuft, wie sie verläuft.

In Gerhard Hauptmanns Tragik-Komödie „Die Ratten“ bekommt man davon eine sehr lebendige Anschauung. Geschickt lässt er die Grenze zwischen dem Theater und dem „richtigem Leben“ verschwimmen, bietet er zwei Bühnen, auf denen sich höchst Dramatisches abspielt. Zum einen die Dachboden-Bühne des heruntergekommenen Theaterdirektors Hassenreuther mit seiner aufgeblasenen Sprache und einer lebensfern erscheinenden Dramaturgie. Von ihr war ja vorhin in der Szene die Rede, die Uwe Steinbruch und Konstantin Marsch gespielt haben. Und zum anderen „das Leben selbst“, die schicksalhaft verlaufenden Lebensgeschichten der Johns und Spittas, der Knobbes, Piperkarckas oder Hassenreuthers.

Egal, ob man auf Henriette John schaut, mit ihrem übermächtigen Kinderwunsch und der Vorstellung, dass erst ein Baby ihrem Leben einen Sinn geben würde. Oder ob man auf die bildungsbürgerlich-moralistische Fassade

des Theaterdirektors Hassenreuther blickt, der gefangen ist in seinem deutsch-nationalen Weltbild und unfähig, die Zeichen der Zeit zu erkennen. Ja, selbst hinter dem Studenten Erich Spitta ist noch der Standesdünkel seines Vaters zu ahnen, eines engstirnigen Landpastors, dessen gnadenlose Sündentheologie seine Tochter in den Tod getrieben hat. Sie alle, ihr ganzes Leben, folgt immer wieder vorgezeichneten Linien, einem mehr oder weniger klar erkennbaren Muster. Zu ihm gehört es, bestimmte Rollen oder Aufgaben für sich zu übernehmen, weil andere sie richtig, wichtig oder gut für sie fanden. „*Paul, ick konnte nich anders, ick musste det tun!*“ bringt Henriette John dieses Dilemma am Ende verzweifelt auf den Punkt.

„*Von der traurigen Geschichte der Putzfrau John*“ war in der Besprechung der aktuellen Inszenierung in der HNA am vergangenen Montag die Rede. Ja, kein Zweifel, auch darum geht es in Hauptmanns „Die Ratten“. Aber es geht doch auch um uns! Egal, wo wir uns in dem Stück auch verorten mögen – die existentiellen Grundsituationen, die Hauptmann vor einhundert Jahren auf die Bühne brachte, sie sind doch nicht grundsätzlich andere oder anders als die, die wir im Jahre 2017 erleben, teilweise auch erleiden. Ich jedenfalls könnte das so sagen: Je älter ich werde, desto mehr wird mir bewusst – manchmal auch schmerzlich –, wie sehr mein Leben in Bahnen verläuft, die andere für mich bestimmt haben. Was mich antreibt oder gleichgültig lässt, ob ich offen bin für Neues und Fremdes oder glaube, mich davor schützen zu müssen, wie ich liebe und mit denen umgehe, die mich lieben – all das (und noch viel mehr) hängt davon ab, wie andere – v.a. meine Eltern – mich geprägt haben. Der Satz einer Therapeutin fällt mir ein, vor Jahren in einer persönlichen Krisensituation zu mir als Trost gesagt: „*Wenn Sie es anders gekonnt hätten, hätten Sie es anders gemacht!*“ Wohl wahr. Aber was meint er anderes als Henriette Johns verzweifelt Bekenntnis: „*Paul, ick konnte nich anders, ick musste det tun!*“?

Also ist das alles Schicksal, individuell mal schwerer oder mal leichter zu tragen? Hauptmann ist da nicht eindeutig. Er schwankt – so wie wir auch oft schwanken, wenn wir nach Schuldigen suchen und danach fragen, wer dafür verantwortlich zu machen ist, wenn uns etwas missglückt. Er schwankt, aber er legt eine Spur, die höchst aktuell ist. Denn auch wenn er alles andere als ein Revolutionär war, so beobachtete er doch scharf die sozialen Verhältnisse seiner Zeit. Die heruntergekommene Berliner Mietskaserne, in der die Ratten in den Wänden zu hören sind, nagend und aushöhlend, – sie steht für eine sozial auseinanderbrechende Gesellschaft: „*Horchen se mal, wie et knackt*“, sagt gegen Ende des Stücks Herr John, „*wie Putz hinter de Tapete runterjeschoddert kommt! Allens is hier morsch! Allens faulet Holz! Allens unterminiert von Unjeziefer, von Ratten und Mäusen zerfressen. (...) Allens schwankt. Allens kann jeden Ooochenblick bis in Keller durchbrechen.*“ Heute würden wir von einer

„Gerechtigkeitslücke“ sprechen, wenn in einem prinzipiell reichen Land wie Deutschland die Schere in den Einkommensverhältnissen der Menschen immer weiter auseinanderklafft. Wenn die Anzahl derjenigen, die von ihrer Hände Arbeit nicht mehr leben können, immer noch steigt. Und wenn der Zusammenhang zwischen den Einkommen der Eltern und dem erreichten Schulabschluss ihrer Kinder so groß ist, wie in fast keinem anderen Land. Das ist der Humus, aus dem manche persönliche Tragödie ihre Nahrung zieht, zu Hauptmanns Zeiten genauso wie in unserer Gegenwart. Natürlich liegt der Konflikt von Henriette John um das Kind der Piperkarcka auch in ihr. Natürlich hat es immer auch etwas Schicksalhafteres, ob eine Ehe gelingt oder eine Liebesbeziehung wie die von Erich Spitta und Walburga Hassenreuther zu ihrem Ziel kommt. Aber eben nicht nur! Haben Sie sich schon mal gefragt, wie viel an Erfolg oder Versagen in ihrem Leben wohl davon abhängig ist oder war, *wo* und *wie* und *wo hinein* Sie geboren wurden? Ich bin kein Marxist. Aber dass die Zuschreibung bestimmter Rollen und die Erwartung, dass wir ihnen folgen, auch ein Spiegelbild unserer gesellschaftlichen Verhältnisse sind, das scheint mir doch unabweisbar zu sein. Immerhin: Diese Verhältnisse, sie sind von Menschen gemacht und damit auch veränderbar – zumindest prinzipiell.

Und – wo in den „Ratten“ ist etwas davon zu spüren, dass das Milieu, in das man hineingeboren wird, nicht zum eigenen Schicksal werden muss? Nun, immerhin einer versucht es, den vorgegebenen Bahnen zu entkommen. Erich Spitta! Auch wenn die Macht der Rollen stark ist – er bricht sein Theologiestudium ab und will Schauspieler werden. Auch wenn Hassenreuthers konservative Kunstauffassung übermächtig erscheint – Spitta versucht zumindest, dem etwas Eigenes und Neues entgegenzusetzen. Und auch an seiner Liebe zu Walburga Hassenreuther hält er fest gegen die Ablehnung beider Väter. Vielleicht zu zaghaft, vielleicht voller Zweifel, vielleicht auch naiv – aber er begehrt auf! Und in diesem Aufbegehren kommt auf einmal ein neuer Ton in die Tragödie hinein, der so gar nicht zu ihr passen will, wohl aber zu einer Predigt. Ich meine den Ton des Sohnes, der seinen Vater verlässt, um seinen eigenen Vorstellungen zu folgen. Wie diese Geschichte abgelaufen ist, was aus Spitta als Schauspieler und aus seiner Liebe zu Walburga geworden ist, dazu schweigt Hauptmann. Aber in der Bibel wird diese Geschichte erzählt als das Gleichnis vom verlorenen Sohn (Lukas 15, 11-32). Sie handelt von einem, der aufbricht, weil er sich nach Freiheit und Unabhängigkeit sehnt, nach einem Leben, in dem er sein Eigenes finden kann und nicht bloß die Erwartungen des Vaters erfüllt und der ganzen Gesellschaft um ihn herum. Eine Geschichte von der Sehnsucht nach dem richtigen Leben, also von dem, wonach doch auch Erich Spitta gesucht hat. Lukas ist es, der sie erzählt, und viele von Ihnen werden sie kennen. Nein, nicht nur aus dem Konfirmandenunterricht oder als

Predigttext. Viele von Ihnen werden sie kennen, weil sie die Erfahrungen kennen, die hier beschrieben werden, die guten – und auch solche, die wir am liebsten vergessen würden. Erfahrungen mit Eltern, die Anteil genommen haben an unseren Interessen, sie vielleicht sogar gefördert haben und uns dann auch loslassen konnten, als wir unsere eigenen Wege einschlugen. Oder auch mit Müttern, die klammerten oder mit Vätern, die innerlich keinen Zugang zu uns fanden, dafür aber ganz klare Vorstellungen davon hatten, wie wir leben oder was wir beruflich machen sollten. Ob am Ende das zur Entfaltung kommt, was Gott in uns (und nur in uns!) angelegt hat, das hängt nicht unwesentlich davon ab, wie dominant unsere Väter und Mütter unsere Lebensskripte mitgeschrieben haben.

Als ich Oberstufenschüler oder junger Student war, hat mich bei dieser Geschichte immer die Frage beschäftigt, woher eigentlich der jüngere Sohn die Kraft und den Mut nimmt, aufzubrechen. Ich war ein eher angepasstes Kind und wollte meine Eltern möglichst wenig enttäuschen, als dass ich mir für mich einen solchen „Schritt raus und alles hinter mir lassen“ hätte vorstellen können. Inzwischen, ein wenig älter geworden und mit mancher Narbe auf meiner Seele versehen, weiß ich, dass wir manchmal erst in Krisensituationen geraten müssen, wenn wir uns tatsächlich auf den Weg machen wollen. Bei manchen ist es eine ernsthafte Erkrankung, bei anderen eine Ehekrise oder eine tiefe Kränkung am Arbeitsplatz, die dazu führen, dass unsere Werte und Normen sich verflüssigen. Auf einmal gerät etwas in uns in Bewegung, so dass wir in der Lage sind, anders zu handeln oder etwas anders zu sehen, als wir es in frühester Kindheit gelernt haben. Was es bei Erich Spitta war, wissen wir nicht, auch nicht beim sog. „Verlorenen Sohn“ in der Bibel. Was wir aber wissen ist: Beide haben ihre persönliche Krise ganz offenbar als Chance genutzt. Wir werden sie nicht suchen, solche Situationen. Vielleicht fürchten wir uns sogar vor ihnen, weil sie uns verunsichern. Weil sie in Frage stellen, woran wir uns gewöhnt haben und was uns Sicherheit gibt im normalen Leben. Aber wenn sie denn an unsere Tür klopfen, die Krisensituationen, dann wäre es gut, wir könnten uns auf sie einlassen. Wer sein „ganz eigenes Leben“ sucht, der muss auch bereit sein zu verlernen, was andere ihm beigebracht haben.

Spitta und der „Verlorene Sohn“ brechen auf – und scheitern grandios. Der eine verprasst sein ganzes Erbe und endet als Schweinehirt – zumindest zunächst. Der andere ordnet sich schließlich wieder der ungeliebten Welt des Theaterdirektors unter und theoretisiert lieber über die Kunst und das Leben, statt beides entsprechend seiner Sehnsucht zu leben. So ist das eben. Manchmal holt man sich eine blutige Nase, wenn man beruflich zu neuen Ufern aufbricht. Manchmal verliert man alles, was dem eigenen Leben über lange Zeit Sinn und Struktur gab, wenn man dem Ruf seines Herzens folgt. Und trotzdem

kann es sein, dass man ein solches Scheitern als „Mehrwert“ empfindet. Weil es die *eigene* Erfahrung ist, und nicht das Nachleben von etwas, was andere einem vorgelebt haben. War es ein Irrweg, auf den ich mich begeben habe? Oder nur ein Umweg, der mich meinem ganz eigenen Leben trotzdem näher gebracht hat? Wissen kann man das im Vorhinein nie. Man kann es aber erfahren, indem man sich auf den Weg macht.

Für Hauptmann endet Spittas Suchbewegung im Scheitern. In Jesu Gleichnis vom verlorenen Sohn aber gibt es noch eine überraschende Wendung. Am Ende steht ein Vater, der den gescheiterten Sohn liebevoll in seine Arme schließt. Am Ende steht der Gott Jesu Christi, der will, dass wir leben und unser ganz Eigenes finden - trotz mancher Rollen, die andere uns zugedacht haben, manchmal auch gegen sie. *„Am Ende wird alles gut. Und wenn es noch nicht gut ist, dann ist es auch noch nicht das Ende“*. Nein, das ist kein Gotteswort aus der Bibel. Von wem es stammt, weiß ich nicht, aber es hat sich mir eingeprägt, weil meine damals 15-jährige Tochter es in einer Krisensituation zu mir gesagt hat. Und ich finde – es ist ganz im Sinne Gottes. Als Christ glaube ich tatsächlich, dass am Ende alles „gut“ sein wird. Am Ende wird sichtbar werden, wie Gott mich, wie Gott einen jeden und eine jede von uns gemeint hat. Bis dahin habe ich einen Weg zurückzulegen. Mal forscht und mutig, mal eher verzagt und zweifelnd. Mal mit einem Siegerlächeln, mal mit einer blutigen Nase. Und wenn ich in die Irre gegangen bin dann wird da einer sein, der mir vergibt und mich wieder neu auf meinen Weg schickt. Jeden Morgen, immer wieder, bis ans Ende meiner Tage. Amen

*Pfarrer Dr. Michael Dorhs, Altenhasungen, Beethovenstraße 4, 34466
Wolfhagen, Email: Michael.Dorhs@ekkw.de*